



6. März 2022

Die Gemeinschaft leben, die Unterschiede aushalten

Grusswort von Regierungspräsidentin Jacqueline Fehr anlässlich des ökumenischen Festgottesdienstes zum 500-jährigen Jubiläum des «Wurstessens bei Froschauer»

Liebe Frau Lichtler
Lieber Herr Bräker
Lieber Michel Müller
Lieber Herr Varandas
Lieber Christoph Sigrist
Lieber Herr Welti
Geschätzte Anwesende

Es ist erstaunlich, wenn man sich 500 Jahre nach dem Ereignis noch an ein Wurstessen erinnert.

Nun, wir alle wissen es: Es ging nicht allein um die Wurst damals, am 9. März 1522. Es ging um die bestehende Ordnung, die ein solches Essen strikt verbot.

Und wie starr diese Ordnung gewesen sein muss, das wird daran deutlich, dass sich die Überwindung derselben so tief in unsere Erinnerung eingegraben hat.

Bei Buchdrucker Froschauer ass man in der Fastenzeit Wurst und bekundete damit, dass man in eine neue Zeit aufbrechen wollte. Dass man die bestehende Ordnung radikal in Frage stellte. Und dass man bereit war, den Konflikt und Unruhe in Kauf zu nehmen.

Es war – wie vieles in jenen unruhigen Zeiten – ein Aufbäumen gegen die herrschende Ordnung, das jede heutige Juso-Aktion wie politisches Zuckerwasser aussehen lässt.

Wir sind heute zusammengekommen, um an diesen Anlass zu denken. Ich freue mich, als Religionsministerin des Kantons an diesem Festgottesdienst teilnehmen zu dürfen und danke für die Einladung.

Wir denken an ein Ereignis, das eine wichtige Etappe war beim Aufbruch, bei der gesellschaftlichen Modernisierung.

Ohne die Reformation – wir wissen es – würden unser Kanton und unsere Gesellschaft nicht so aussehen, wie sie das heute tun.



Wie jeder Umbruch ist auch die Reformation mit Verlust und Leid verbunden. Die Reformation führte zur Spaltung der Kirche, und sie ging einher mit der Unterdrückung von Minderheiten. In Zürich betraf das besonders die Täufer, die brutal verfolgt wurden. 1527 wurde Felix Manz als erster von sechs Täufern in der Limmat ertränkt.

Heute nehmen Vertreterinnen und Vertreter der beiden grossen Kirchen an diesem Festgottesdienst teil. Und ganz besonders herzlich begrüessen wir auch Vertreterinnen und Vertreter der Mennoniten, die aus der Täuferbewegung hervorgegangen sind.

500 Jahre nach den Verwerfungen und Verfeindungen feiern wir die Versöhnung, die zwischen den Kirchen stattgefunden hat. Es gab in der jüngeren Vergangenheit bemerkenswerte Entwicklungen in der Ökumene. Wir haben heute eine Beziehung zwischen den grossen Kirchen, wie sie noch in der Mitte des 20. Jahrhunderts – also in den Jugendjahren unserer Eltern – kaum vorstellbar war.

Was sage ich Jugendjahre unserer Eltern! Noch in meiner eigenen Kindheit waren Freundschaften zwischen reformierten und katholischen Familien ein Thema und mancherorts ein Problem. Und an wenigen Orten gar undenkbar.

Ein wichtiger Schritt zur fortschreitenden Ökumene war die rechtliche Anerkennung der katholischen Kirche im Kanton Zürich im Jahr 1963. Sie festigte den religiösen Frieden in unserem Kanton.

Die beiden grossen Kirchen begegnen sich heute respektvoll und auf Augenhöhe.

Gleichzeitig sehen wir: Es sind eben nach wie vor *zwei* grosse Kirchen. Die Trennung, die vor 500 Jahren begann, ist nicht ganz verheilt. Es bleiben Differenzen.

Oft geht es im Leben darum, Unterschiede auszuhalten und zu akzeptieren. Die Differenzverträglichkeit – wie sie der Schweizer Philosoph Hans Saner gefordert hat – ist in modernen Gesellschaften ein wesentlicher Gelingensfaktor für ein gutes Leben für alle.

Unsere Gesellschaft ist in verschiedener Weise von tiefen Unterschieden geprägt.

Der moderne Pluralismus bringt es mit sich, dass die Vorstellungen vom guten und richtigen Leben teilweise weit auseinandergehen. Gerade die Kirchen sind in der Disziplin Differenzverträglichkeit besonders gefordert.

Wir müssen es aushalten, dass wir unterschiedlich sind, unterschiedlich denken.

Die Kirchen der Neuzeit können dabei, so scheint mir, ein gewisses Vorbild sein. Sie haben viel Erfahrung darin, im interreligiösen Dialog mit Unterschieden umzugehen und ein Miteinander zu pflegen, bei dem die Unterschiedlichkeit akzeptiert wird und Differenzen eben verträglich gelebt werden.

In diesen Tagen blicken wir alle mit Sorgen auf die Ukraine und Erkennen von Neuem, wo die absolute Grenze jeder Auseinandersetzung verläuft: beim Einsatz von Gewalt.

Das Bekenntnis zur friedlichen Lösung von Konflikten ist der Kern der Zivilisation. Und das Bemühen darum, ist zivilisatorisches Handeln.



Im Glaubensbekenntnis, das wir gehört haben, steht die eindrückliche Zeile: «Ich bestreite, dass Krieg, Armut und Hunger unvermeidbares Schicksal sind.»

Diese Einsicht verbindet uns alle – Kirchen, Staat und Gesellschaft.

Krieg, Hunger und Armut gehen einher und sind miteinander verwoben. Geschürt und gar verursacht werden sie vom Machthunger und Machtwahn einzelner, weniger Männer, denen wir uns immer wieder zu spät in den Weg stellen.

Die Despoten dieser Erde haben unterschiedliche Namen. Aber sie haben ein gemeinsames Problem: Ihr Ego macht sie zur Verbrechern der Menschlichkeit.

Geschätzte Anwesende

Religionsfrieden war bis weit in die Neuzeit eine Utopie, an die nur wenige zu glauben wagten. Heute feiern wir ihn. 500 Jahre nach einer schmerzlichen Spaltung und nach vielen Kriegen, Massakern und Progromen: Wir sitzen hier zusammen und sind sogar gegenseitig befreundet.

Diesen Frieden wollen wir würdigen, indem er uns Auftrag ist. Setzen wir uns weiterhin und unablässig für Frieden ein: zwischen Menschen, Völkern und Religionen.

Übernehmen wir Verantwortung für eine zivilisierte Welt.

Eine Welt, wo das Aufbegehren gegen die Obrigkeit, wo das Einstehen für Freiheit, wo das Fastenbrechen nicht in Krieg ausartet.

Ich danke Ihnen.